

DAGMAR PETRICK

# EIN PROFESSOR FÜR DIE ERDNUSS

Das ungewöhnliche Leben des  
George Washington Carver



neukirchener  
verlag



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn  
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, [www.sonnhueter.com](http://www.sonnhueter.com),  
unter Verwendung eines Bildes von © Bernd Lehmann

Lektorat: Christina Herr, Lich

DTP: Magdalene Krumbeck, Wuppertal

Verwendete Schrift: Adobe Garamond Pro, Pinto No\_01

Gesamtherstellung: Finidr, s.r.o.

Printed in Czech Republic

ISBN 978-3-7615-6488-2

[www.neukirchener-verlage.de](http://www.neukirchener-verlage.de)

Für Benjamin, der sich über so vieles so viele Gedanken  
macht und alles wissen will. Mit den Fragen fängt es an.  
Und mit dem Staunen.

*Ein Kind sagte: Was ist das Gras? und hält es mir mit vollen  
Händen hin. Wie könnte ich dem Kind antworten? ... Weiß  
ich es doch auch nicht länger (...)*  
*Und es bedeutet: Sprießen in weiten wie in beengten Gebieten,  
Wachsen unter schwarzen Menschen wie unter weißen.*  
Walt Whitman, Grashalme

*Alles beginnt klein.*  
Cicero



# INHALT

Der geheime Garten 9	•	Eine Handvoll Steine 17	•
Der Tag, an dem die Räuber kamen 23	•	Eine Sklavin für die Carvers 28	•
Der Traum auf der Lichtung 37	•	Zwei Brüder 39	•
Blumen an den Wänden 44	•	Beine, die zu Flügeln werden 50	•
Hoch hinaus 58	•	Gespräch mit einem großen Künstler 60	•
Rundum versorgt 63	•	Das behaglichste Bett der Welt 68	•
Die Frau im Gegenlicht 71	•	Wie der Regen 73	•
Der allergrößte Webmeister 78	•	Der Faden, den das Leben spinnt 80	•
Weiterziehen 85	•	Die Gräser im Wind 88	•
Ein Koch für Mrs. Payne 90	•	Die Bücher im Dreck 98	•
Flucht ins Nirgendwo 103	•	Ein Neffe für viele 108	•
Ein Wunsch, der Zweifel weckt 114	•	Die Mutter am Spinnrad 116	•
Ein unverhofftes Geschenk 120	•	Leere Welt 124	•
Ein neuer Name 125	•	Groß wie eine Pappel 127	•
Nicht zu verkaufen! 129	•	Morgens um vier in den Wäldern 133	•
Die Wäscherei unter der Straße 135	•	Eine unbeantwortete Frage 138	•
Das Gesetz von der ungleichen Gleichheit 145	•	Winterschlaf im Herbst 148	•
Der Riss im Spiegel 152	•	Das Haus aus Erde 157	•
Bauer ohne Ernte 162	•	Der beste Vorschlag seit Langem 165	•
Die Hände eines Malers 171	•	Ein Herz, das klopft 176	•

Das falsche Paar Schuhe 178 • Entscheidung an der  
Staffelei 184 • Das Essen im Keller 187 • Das Zuhause im  
Koffer 190 • Gemälde auf Reisen 197 • Der Blick in die  
Tiefe 202 • Die Blume im Knopfloch 205 • Neuigkeiten zu  
vorgerückter Stunde 207 • Der Blumendoktor 209 •  
Ein leichter Brief, der schwer wiegt 215 • König ohne  
Krone 223 • Das Labor von der Müllhalde 228 •  
Das Klassenzimmer auf dem Acker 231 •  
Eine Schule auf Rädern 235 • Neue Wege auf altem  
Rasen 238 • Der Schatz in der Erde 242 •  
Geschmeckte Einsicht 244 • Ein Festmahl in  
Tuskegee 249 • Ein Denkmal für einen Käfer 255 •  
Die Zaubernummer vor dem Kongress 257 • Händedruck aus  
Washington 265 • Antennen auf Empfang 269 • Ein Ende, das  
ein Anfang ist 273 • Kleine Blume in der Mauerritze 275

Zeittafel: Was geschah wann? 279

Rezept für superköstliche Erdnussbitterschokolade 285

Was noch zu sagen ist: Ein großes Dankeschön 287

## DER GEHEIME GARTEN

»George!«

Laut ruft eine Frau durch die schon dunkelblaue Abendluft, die über den Ozarkbergen hängt. Es ist ein Tag im Herbst 1870, ein paar Jahre nach dem schlimmen Bürgerkrieg. Bald kommt der Winter. Da dämmert es zeitig tief im Süden Missouris in Amerika.

Die Walnussbäume neben dem Holzschuppen, wo auch die Bienen in den Körben summen, tragen bunt getupfte Blätter. Viele sind es freilich nicht mehr. Prompt löst sich auch jetzt ein Blatt vom Ast und segelt sacht hinab auf jenen Flecken Erde, der fern der breiten Landstraßen liegt. Ein Pferd müsstest du satteln, wolltest du hierher reisen. Oder die Postkutsche nehmen – falls sie überhaupt nahe der kleinen Siedlung Diamond Grove hält. Flugzeuge und Autos sind noch nicht erfunden. Auch ein Telefon läutet nirgends, obwohl droben an der Ostküste in Boston ein Mann schon emsig daran herumbastelt. Graham Bell heißt er und einmal wird er deswegen sehr berühmt werden. Doch das ist eine andere Geschichte.

»George?« Und wieder ruft die Frau. Aber nun klingt es wie eine Frage. In der Tür des kleinen honiggelben Blockhauses, das Onkel Moses eigenhändig aus schlanken Kiefernstämmen aufgerichtet hat, lehnt Tante Susan und blickt sich nach allen Seiten um. »Wo steckt der Junge bloß?«, murmelt sie und stellt sich sogar auf die Zehenspitzen, damit sie besser sehen kann. Aber sie sieht nichts. Kein schmaler Junge, der durchs Laub raschelt. Nur der Wind fegt ihr durchs Haar und rüttelt an der Tür.

Tante Susan seufzt und wischt sich die Hände an der Schürze ab. Eben brät sie ihre leckeren Maisküchlein, und George, der so geschickt mit seinen Händen wirbelt, könnte den Teig für sie kneten. Da würde es viel schneller gehen mit dem Abendessen, was hilfreich wäre, weil sicherlich bald alle wiederkommen werden, ihre *Männer*, wie sie George, seinen großen Bruder Jim und Onkel Moses, ihren Mann, mitunter nennt. Weil auch der Hunger verlässlich wiederkommt und einen jeden zurücktreibt in das honiggelbe Blockhaus von den Feldern, den Ställen oder wo auch immer sie gerade stecken mögen, um all das zu erledigen, was auf einer Farm nun mal erledigt werden muss. Und zählt sie auch nicht zu den größten in Newton County, dehnt sie sich doch weit. Hundert Morgen immerhin. Da kann sie nicht einfach losziehen und George suchen gehen.

Tante Susan denkt ein bisschen nach. Wäre doch gelacht, wenn ihr nicht einfallen würde, wo sich der Bursche herumtreibt. Schließlich kennt sie ihn seit er ein hilfloser hustender Säugling war.

Bestimmt hockt er unten am Bach im Wald?

Dort aber gurgelt das Wasser derart laut über die Steine, dass es alles andere übertönt, mag sie sich auch heiser



schreien. Ohnehin ist George viel zu beschäftigt. Er tunkt die Hände in das kalte Wasser und merkt nicht, wie sie sich in Eiszapfen verwandeln. Unermüdlich dreht er die Steine um und staunt, was er darunter aufstöbert: Winzige Schnecken klammern sich an die glatten Flächen, als hätte jemand sie dort festgeklebt. Schillernd grüne Pflanzen treiben in der Strömung wie wendige Tänzer. Kleine Krebse und daumen-nagelgroße Fische schnellen aus dem Schatten hervor, als hätte George sie erschreckt.

Oder er stolcht durch die Prärie, die gleich hinter dem Holzschuppen beginnt. Da könnte Tante Susan ihn erst recht nicht aufstöbern, würde sie den Hals auch noch so recken. Denn George ist schmal und dünn, so schmal und dünn wie das hüfthohe Präriegras, das sich unablässig im Wind wiegt und den Buben ganz und gar verschluckt von den Zehenspitzen bis zum Scheitel.

Tante Susan seufzt. Noch einmal wischt sie die Hände an der Schürze ab. Dann dreht sie sich um und geht zurück ins Haus. Im Grunde ist es einerlei: Es zaubert die Maisküchlein auch nicht flotter in die Pfanne, in der das Schweineschmalz bereits verlockend blubbert, ob George nun am Bach spielt oder durchs Präriegras schlendert. Sie bräuchte ihn jetzt hier. Und hier ist er eindeutig nicht.

Das geht auch nicht, weil George ganz woanders steckt. Nicht am Wasser. Nicht im Gras. Nur weiß das Tante Susan nicht. Das kann sie gar nicht wissen. Denn es gibt Dinge, die sind nun mal geheim.

Mitten im Wald, wo die schlanken Kiefern unvermutet einen Schritt zurücktreten, als würden sie vor etwas Erhabenerem Platz machen, kniet George auf einem Polster aus weichem Moos. In den Händen, die jetzt Tante Susans

Maisküchleinteig kneten sollten, hält er eine kleine rote Blume. Zart sieht die Blume aus. Wie aus Spinnweben gewoben. Aber ihr zierlicher Kopf baumelt schlaff herunter. Die Blätter sehen wie zerknittert aus. Selbst die Wurzeln wirken schlapp und traurig. Als würde die Blume weinen.

George hat die Blume eben erst entdeckt, als er am Holzschuppen vorbeigelaufen ist. Im Holzschuppen lagert Onkel Moses das Holz, das sie zum Kochen und zum Heizen benötigen. Im Winter benötigen sie besonders viel davon, denn der Winter ist ein unruhiger Geselle. Rastlos durchstreift er die Prärie; erreicht er aber die Ozarkberge, will er sich ausruhen. Dann nistet er sich ein und bleibt lange, bis George darüber fast den Frühling vergisst, während der Wind einen Schneehügel nach dem anderen um das honiggelbe Blockhaus häuft, sodass sie schließlich darin festsitzen. Da tut es gut, wenn stets ein wärmendes Feuer im Kamin prasselt und dazu braucht es eine Menge Holz. Deswegen schlägt Onkel Moses die großen Baumstämme in handliche Scheite, wann immer er Zeit dazu findet, und jedes Mal, wenn er dabei um den Holzklotz stapft, trägt er seine schweren Stiefel, ohne jemals auf den Boden zu blicken. Das macht den Platz vor dem Holzschuppen zu einem überaus gefährlichen Ort für eine zarte rote Blume. Die großen Leute geben leider viel zu selten acht auf alles, was klein ist.

George aber hat die Blume gleich entdeckt. Wie einer der Abertausend Sterne, die nachts über dem Blockhaus funkeln, hat sie ihm entgegengeleuchtet. Nur funkelt sie nicht oben am Himmel, sondern unten auf der Erde, bedrohlich nah an Onkel Moses' Stiefeln, die sie jederzeit zertreten könnten. Deshalb ist sie ein Bodenster, der unbedingt gerettet werden muss. Darum hat er sie gleich ausgegraben.

Einfach war das nicht. Unter Onkel Moses' schweren Stiefeltritten ist der Boden neben dem Holzschuppen hart geworden wie ein Menschenherz hart wird, wenn man allzu oft darüber trampelt, und obwohl die Blume zart ist, hat sie doch Wurzeln, die sie kräftig in die Erde schiebt. Sie sind alle wichtig. Das weiß George und will keine einzige davon verletzen.

Nun aber hat er es geschafft. Sacht bettet er die Blume neben sich aufs Moos und schaufelt rasch ein Loch in den Waldboden. Das geht viel leichter als zuvor, denn unter einer Schicht abgefallener Kiefernnadeln ist die Erde krümelig und weich. »Herzlich willkommen!«, flüstert er und senkt die kleine rote Blume in ihr neues Zuhause. Hier wird sie es gut haben. Die Sonne schimmert sanft durch das Geäst der Bäume, strahlt aber am Mittag, wenn sie am höchsten steht, nicht allzu heiß.

Sonne hat die Blume jetzt.

Nicht zu viel.

Nicht zu wenig.

Erde hat sie auch. Dunkle lockere Walderde, in der sie bestimmt gut wachsen kann.

Trotzdem sieht die Blume nicht fröhlicher aus.

George betrachtet sie nachdenklich. »Was fehlt dir, damit du dich wohlfühlst?«, fragt er und die Worte sprudeln über seine Lippen, als könnte es nie anders sein. Dabei ist das doch sehr sonderbar: Wenn George mit den Blumen spricht, fällt ihm das Sprechen leicht, als gäbe es kein Zögern und kein Überlegen. Redet er aber zu den Menschen, verknötet sich prompt seine Zunge. Dann klammern sich die Wörter an seinen Gaumen, als hätte jemand sie dort festgeklebt. Wie die Schnecken an den Steinen unten im Bach.

Da erinnert er sich. Natürlich! Wie hat er bloß vergessen können, dass jedes Lebewesen Wasser braucht?

»Warte! Ich bin gleich zurück.«

George rennt zu dem Bach im Wald. Mit den Händen schöpft er ein wenig Wasser und träufelt es behutsam über die kleine rote Blume, für die er sich fortan verantwortlich fühlt, weil sie nun in seinem geheimen Garten blüht. Niemand kennt diesen Ort, außer George, die Bäume und Vögel ringsum und die Blumen, die er hierher bringt. Wann immer George eine Pflanze sieht und sie kommt ihm krank oder erschöpft vor, gräbt er sie aus und in seinem geheimen Garten auf der Lichtung im Wald wieder ein. George sorgt für seine Blumen. Er spricht sogar mit ihnen, so wie er jetzt mit der kleinen roten Blume spricht, auch wenn er nicht weiß, wie die kleine rote Blume heißt.

»Ich wüsste gerne, wie du heißt«, sagt George. Aber die Blume verrät es ihm nicht und er kennt auch niemanden, den er danach fragen könnte. Obwohl er gerne so jemanden kennen würde. Aber wer sollte das sein?

Tante Susan wird es nicht wissen. Obwohl sie durchaus vieles weiß und George eine Menge von ihr lernt. Wie man Maisküchlein bäckt zum Beispiel, dass man am liebsten alle wegnaschen möchte, obwohl man längst satt ist. Wie man die Stube fegt, dass sie glänzt wie ein zugefrorener See. Butter zu kirnen. Strümpfe zu stricken. Kerzen aus dem Wachs der Bienen zu ziehen. All das zeigt sie ihm. Tante Susan kennt auch die Namen der Kräuter, die im Garten hinter dem Blockhaus wachsen. Sie weiß, welche es braucht, um die Suppe zu würzen oder eine Schnupfennase zu vertreiben. Doch den Namen der kleinen roten Blume weiß sie nicht. Das sei unnützes Wissen, sagt sie.

Onkel Moses wird es ebenfalls nicht wissen. Obwohl George auch von ihm eine Menge lernt. Dass man nichts verschwendet, weil sich alles noch ein zweites, ein drittes oder gar ein viertes Mal verwenden lässt. Onkel Moses bringt es ihnen nicht nur bei, er lebt es vor. Darum stopfen sie selbst noch die Blätter der Maiskolben in die Bettkissen, und aus Asche, Laub, Regenwasser und Rindertalg stellen sie Seife her. Onkel Moses zeigt George auch, wie er das Akkordeon aufziehen soll, damit Töne daraus hervorquellen, und wie er die Schweine füttert, dass sie ihn nicht in den Trog schubsen – sie sind ja immerzu so gierig –, zeigt er ihm auch. Onkel Moses weiß alles über das Getreide, das er anpflanzt, den Hafer, den Weizen, den Mais. Er weiß, wann er die Rübensamen in die Erde stecken und die Gerste sicheln muss. Aber den Namen der kleinen roten Blume kennt er nicht. Da ist sich George sicher. Solches Wissen, *Blumenwissen*, wie es Onkel Moses nennt, braucht es nicht auf einer Farm.

Und Jim, der große Bruder? Der wird lachen, dass die weißen Zähne in dem dunklen Gesicht funkeln und dabei wirft er die Hände über den Kopf, dass er noch größer und kräftiger aussieht, als er es ohnehin schon ist. Um ganze drei Kopflängen überragt er seinen kleinen Bruder. Schließlich ist er auch fast doppelt so alt. »Genügt es dir nicht, wenn du weißt, ob du eine Pflanze essen kannst oder es lieber bleiben lässt?«, wird er fragen.

Nein, das genügt George nicht. Namen bedeuten doch so viel. Warum verstehen das die anderen nicht? Er jedenfalls will wissen, wie die kleine rote Blume heißt und außerdem noch so vieles, vieles andere auch. Fängt George erst mit den Fragen an, kann er sie nicht anhalten. Und es

werden immer mehr. Wie wenn er die Steine hinter dem Blockhaus den Hang hinunterkullern lässt und sie reißen andere, kleinere Steine mit sich. Wieso verfärben sich die Blätter im Herbst? Wer sagt ihnen, dass sie von den Bäumen fallen sollen? Wie leben die Schnecken unter den Steinen am Fluss? Brauchen sie denn keine Luft zum Atmen wie ihre Schwestern an Land, die mit ihren hübschen Häusern auf den Rücken durchs Gras kriechen?

All diese Fragen drängeln sich in Georges Kopf. Was sind sie ungeduldig! Sie schubsen einander, knuffen sich in die Rippen, drängeln sich beiseite, ob sie wohl endlich, endlich an die Reihe kommen und einer eine Antwort auf sie weiß. Sie sind wie Onkel Moses' Pferde, wenn George ihnen einen Apfel hinhält. Manchmal befürchtet George, von all den Fragen würde ihm der Kopf gleich platzen.

Oder er verhungert, weil er, der eh schon dünn und schmal ist wie das hüfthohe Präriegras, ohne Antworten noch dünner wird. Bis er sich in Luft auflöst.

Da, plötzlich, hört George etwas knurren. Laut, tief und bedrohlich nah klingt es, als wäre es ein Bär. Bären gibt es hier im Wald durchaus und wehe dann ihm! Denn wenn er auch knochig und dünn ist, ein feines Nachtmahl für einen hungrigen Meister Petz ergäbe er allemal.

Es ist aber vollkommen harmlos, wie George sogleich erleichtert feststellt. Das tiefe Knurren kommt aus seinem eigenen Bauch! George kichert. Er selbst hat Hunger. Bestimmt wird es längst Zeit fürs Abendessen. Und dunkel ist es obendrein geworden.

»Ich besuche dich wieder!«, verspricht er der kleinen roten Blume. Dann springt er auf und läuft zu dem honiggelben Blockhaus, das sich unter die Walnussbäume duckt

und in dem sicherlich schon Tante Susan auf ihn wartet. Sie freut sich, wenn er ihr hilft. Ihr *zur Hand geht*, nennt sie das. George gefällt, wie sie das sagt: Als würden aus zwei Händen vier Hände werden, weil sie nunmehr miteinander wirbeln.

George hilft Tante Susan gerne.

Wozu sonst hat er zwei solch wunderbare Hände, mit denen sich so viele erstaunliche Dinge anstellen lassen wie Blumen ausgraben und sie wieder eingraben, sie gießen, behüten und pflegen? Und Tante Susan helfen. Den Maisküchleinteig kneten für sie. Und davon naschen. Das natürlich auch.

## EINE HANDVOLL STEINE

»Halt, junger Mann!«, sagt Tante Susan, »zeig her!«

Wie immer, wenn George zum Blockhaus zurückkommt, will Tante Susan als Erstes, dass er seine Hosentaschen leert. Denn wieder lehnt sie in der Tür und stemmt die Hände in die Hüften, dass sich George nicht an ihr vorbeischlängeln kann, wäre er auch noch so schmal.

Jedes Mal läuft es auf dieselbe Weise ab, seit George einmal Frösche mit ins Haus brachte. Überall sind sie herumgehopt. Unter die Stühle, hinter Tante Susans Truhe, neben ihr Spinnrad und ab in die Betten. Schlimmer noch waren die Wolfsmilchstängel! Ihre Kapseln sprangen alle gleichzeitig auf, und dabei hatte George lediglich sehen wollen, was geschieht, wenn sie reifen. Die weißen Samen schwebten durch die Luft, als schneite es in der Stube. War das ein Spaß! Aber als sich die Fäden ins Butterfass und in den

Eimer mit dem frischen Wasser senkten, hörte der Spaß auf, zumindest bei Tante Susan.

»Was bringst du heute mit?«, will sie wissen, und es führt kein Weg an ihr vorbei. Er muss es ihr zeigen.

Streng kann Tante Susan sein, oh ja, unnachgiebig wie ein alter Südstaatengeneral. Deshalb stülpt George jetzt artig seine Hosentaschen um, und, *schwupps*, purzeln die Schätze seines Tages heraus. Übermäßig viele sind es nicht, wie er findet. Dafür hat er zu viel Zeit in seinem geheimen Garten zugebracht. Nur vier Kiefernzapfen, ein grün bemooster Birkenast, zwei Pilze, fünf Bucheckern, ein unbewohntes Schneckenhaus mit einem Loch an der Seite und zwei Steine. Auf die beiden Steine ist George besonders stolz. An ihrer Größe liegt das nicht. Wenn er die Finger darum schließt, verschwinden sie in seiner Hand wie Perlen in einer Muschel. Schwer sind sie auch nicht, aber sie durchzieht ein Muster, das George bislang nirgendwo gesehen hat: Wie die Linien einer Hand laufen dünne, fast silbrige Fäden durch die rabenschwarzen Flächen. Und sie glitzern, wenn ein Lichtstrahl darauf fällt!

»S-s-sind sie nicht w-w-wunderschön, Tante Susan?«, stottert George.

Tante Susan seufzt. Das ist schon das dritte Mal an diesem Tag!

»Nur d-d-diese beiden Steine! Bitte!« George weiß, dass Tante Susan das Haus gerne ordentlich hält und sicher tut sie recht daran. Schließlich muss neben den vier Menschen, die dort hausen, auch alles andere noch darin unterkommen: Onkel Moses' Werkzeug. Tante Susans Kochgeschirr. Ihr Spinnrad. Kleidung. Nahrung. Viel Platz gibt es wirklich nicht.



Aber die beiden Steine möchte George durchaus behalten und auch er kann zäh sein, genau wie sie. »B-b-bitte!«, sagt er noch einmal und dabei weiten sich die Augen in seinem schmalen Gesicht, dass er Tante Susan sogleich an ein aus dem Nest gefallenes Vögelchen erinnert und sie augenblicklich wieder daran denken muss, wie alles seinen Anfang nahm. Wie George geboren wurde. Damals, als es ein ähnlich kalter Tag gewesen ist wie dieser hier.

Eisig fegte der Wind über die Ozarkberge, in den Wolken sammelte sich der erste Schnee, während in der kleinen Hütte nebenan Mary ihren Buben zur Welt brachte. Als Tante Susan hinübereilte, hatte die junge Mutter ihr Kind schon in ein Tuch gewickelt. George war der winzigste Säugling, den Tante Susan je gesehen hatte, und dabei hatte sie schon einige Babys gesehen, und er hustete erbärmlich.

Seitdem hat sie jeden Tag gebangt, der dürre Bursche, an dem man jeden Knochen einzeln zählen kann, würde sich unversehens wieder davonstehlen in jene andere geheimnisvolle Welt, aus der er einst gekommen ist. Darum muss man besonders auf ihn achten, vor allem sobald ihn dieser fiese Husten packt, dass es ihn hin und her schüttelt, als zerrte ihn ein wütender Jagdhund am Nacken. Warum soll sie es leugnen? Auch wenn seit jenem frostigen Tag fünf oder sechs oder vielleicht auch sieben Jahre vergangen sind – denn sie schreibt es nicht auf und sie zählt nicht nach –, sorgt sie sich nach wie vor unvermindert um den kleinen Jungen mit den großen Augen.

Darum ist sie froh, dass die Farm recht abgelegen liegt von den anderen Bauernhöfen, etwas abseits der Straße, die nach Diamond Grove führt, verborgen hinter einer Bergkuppe, sodass sie das Geschwätz der Nachbarn selten mit-

bekommt. Sie weiß natürlich trotzdem, was die Leute hinter vorgehaltenen Händen tuscheln. »Carvers George macht es nicht lange!«, raunen sie. »Keine zehn Jahre gebe ich dem und wenn's hochkommt, werden es zwölf.«

Sie sagen es nicht laut. Aber etwas in ihren Stimmen lässt Tante Susan jedes Mal zusammenzucken, sooft sie es trotzdem einmal vernimmt. Denn es ist so: Zwar behauptet die amerikanische Verfassung, alle Menschen seien gleich. Und doch sind sie es nicht. Oder haben jene klugen Männer, als sie vor etwa hundert Jahren ihre Zeilen aufs Papier tuschten, an manche Menschen gar nicht erst gedacht, weil sie diese nicht für Menschen hielten?

Frauen zum Beispiel sind nicht gleich. Sie dürfen nicht wählen.

Oder Schwarze.

Und George ist schwarz.

»Früher ging es uns besser«, wispern manche Nachbarn, und mit *früher* meinen sie die Jahre vor dem Bürgerkrieg. »Da waren die Schwarzen noch Sklaven und alles hatte seinen Sinn, weil es seine Ordnung hatte.«

Das ist heute anders.

Was einst als Recht galt, gilt als Unrecht, seit Abe Lincoln die Sklaverei abgeschafft hat. Wer anderen die Freiheit verweigert, verdient sie nicht für sich selbst!, hat er gesagt. Das war mitten im Bürgerkrieg, als Nordstaatler gegen Südstaatler kämpften, Väter gegen Söhne und Brüder gegen Brüder. Nun ist Abraham Lincoln tot, erschossen von einem, dem das mit der Freiheit aller Menschen nicht gefiel. Trotzdem hat der sechzehnte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika sein Gesetz noch durchgesetzt: Die Sklaven sind jetzt frei. Da können sich die Bauern, die weiterhin Schwarze

halten wollen, wie sie sonst ihr Vieh halten, damit sie ihnen die Felder bestellen, noch so lange auf die Köpfe stellen und mit den Füßen wackeln, bis ihnen die Füße abfaulen.

An all das denkt Tante Susan jetzt, obwohl sie an all das nicht mehr denken will, weil die Erinnerung an all das schmerzt. Aber da jetzt außerdem der Wind noch kräftiger an der Tür rüttelt und mit ihm ein Hauch von Winter in die Stube fegt, fast wie damals, als George geboren wurde, schafft sie es nicht, weiterhin nein zu sagen zu Georges Schätzen. Obwohl sie das vermutlich sagen müsste, weil man Kinder doch erziehen soll. Allerdings wird es nun auch wirklich höchste Zeit für ihre Maisküchlein.

Trotzdem erklärt sie noch und sie bemüht sich, streng zu klingen: »Du weißt aber schon, dass dein Steinhaufen neben dem Kamin längst wieder zu hoch ist, George. Wenn ich koche, stolpere ich darüber. Fege ich die Stube aus, sehe ich nichts als Steine. Du wirst ihn bald ausmisten müssen!«

Ausmisten – wie sich das anhört!

Als würde George die schweren Steine mit der Mistgabel aus der Ecke schaufeln, so mühelos und leicht, wie Jim das immer mit den Pferdeäpfeln macht.

»N-n-natürlich, Tante Susan«, verspricht George, »ich w-w-werde ihn auf-aufräumen.«

»Aber nicht jetzt«, lenkt Tante Susan ein. »Jetzt brauche ich deine Hilfe. Sonst wird das Abendessen nie fertig. Also lauf und wasch dir die Hände! Ganz schmutzig siehst du wieder aus.«

»G-g-gewiss, Tante Susan, s-s-sicher, Tante Susan.«

Das ist noch einmal gut gegangen. George atmet erleichtert auf, und während er zusieht, wie das kühle Brunnenwasser den Dreck von seinen Handflächen spült, hofft er,

dass Tante Susan später, sobald sie gegessen haben und ihre Bäuche rund und schwer sind, nicht mehr ans Aufräumen denken wird. Und morgen auch nicht. Und vielleicht vergisst sie es auf diese Weise sogar ganz.

Denn die Steine zählen zu Georges liebsten Schätzen. Mal abgesehen von den Blumen im Allgemeinen und der kleinen roten Blume, die nun in seinem geheimen Garten blüht, im Besonderen. Die Blumen aber kann George nicht einfach aufheben, in die Hosentasche stopfen und damit herumwandern, wie es ihm passt, um sie abends neben dem Kamin zu stapeln, als würde es ihnen nichts ausmachen, wo sie sind.

Die Blumen haben Wurzeln. Sie brauchen die Erde.

Die Steine nicht.

Wann immer George über einen Stein stolpert, hebt er ihn auf. Er wiegt ihn prüfend in der Hand, wischt über seine Kanten und Flächen und sieht nach, wie er beschaffen ist. Alle Steine sehen anders aus. Mal sind sie gepunktet, als trügen sie Sommersprossen. Andere tragen Streifen wie die Adern, die über Tante Susans Handrücken laufen. Oder tiefe Furchen wie die Falten in Onkel Moses' Gesicht. Und manchmal glitzern die Steine sogar. Wie die beiden, die er heute gefunden hat.

Ich wüsste gerne, wie die vielen Steine heißen, denkt George, besonders meine beiden Glitzersteine.

Aber wieder gibt es niemanden, den er danach fragen könnte.

Schade. Es wäre doch mal schön gewesen.